

dtv

Im Dämmerlicht der Blauen Stunde tummeln sich die unterschiedlichsten Katzen im Garten der Erzählerin. Sie kommen von überallher, auch aus der Vergangenheit, aus Bildern und Büchern. Und manchmal ist auch Jacqueline da, die Freundin und Malerin. Jede der Samtpfoten weckt bei den beiden Frauen Erinnerungen an die Kindheit, an Orte und Menschen, an Eindrücke aus Literatur, Musik und Malerei. – Eine fantasievolle, liebevoll illustrierte Katzensgeschichte zwischen Traum und Wirklichkeit.

Eva Berberich lebt mit ihrem Ehemann, dem Schriftsteller Armin Ayren, im Schwarzwald. Mit ihren Büchern schrieb sie sich in die Herzen unzähliger Katzenfreunde.

Jacqueline Kiang, geboren in New York, lebt heute als Malerin in Paris. Sie war Schülerin von George Grosz und wurde durch internationale Ausstellungen bekannt.

Eva Berberich

In der Blauen Stunde
kommen die Katzen

Mit Illustrationen von Jacqueline Kiang
und Eva Berberich

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Eva Berberich
sind als *dtv großdruck* im
Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Alles für den Kater (25187)
Das Glück ist eine Katze (25232)
Nicht ohne meinen Kater! (25280)

Originalausgabe
Juli 2009
© 2009 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: bridgemanart.com/Suzanne Bailey/Ditz
Gesetzt aus der Garamond 13/16
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-25295-2

Für Leo Kok
(1893–1992)



»Wen die Phantasie nie belogen hat, der weiß nicht, was es heißt, selig zu sein.«

Albert Einstein

Wenn der Nachmittag zu Ende geht, sitze ich im Korbsessel, lege die Hände in den Schoß und warte auf die Blaue Stunde. Weil sie weiß, dass ich sie kommen sehen möchte, betritt sie den Garten so unmerklich, dass ich den Augenblick stets verpasse. Dann lächelt sie mir blau ins Gesicht: Ich bin schon da ...

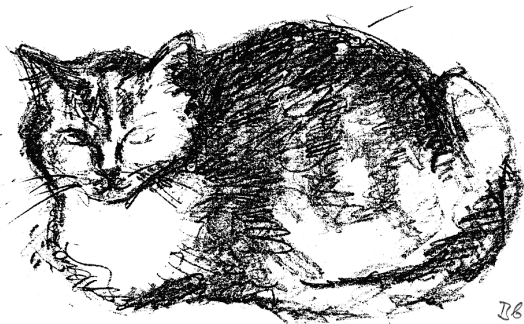
Die Nachbarn verscheuchen sie, indem sie Licht machen, aber ich mag dieses schnelle Licht nicht, finde es aufdringlich, fast unverschämt. Es hat keinen Sinn für Zwischentöne. Da bin ich! sagt es, auf einmal ist's hell, und man sieht alles ganz genau. So genau möchte ich aber gar nicht sehen, und ich bin sicher, auch die Dinge wollen nicht so genau gesehen werden: Sie lieben den Dämmer und wollen träumen; das Lied, das in ihnen schläft, mag kein Gedöns. Ob in mir auch eins schläft, weiß ich nicht, aber ich lausche, die Hoffnung nicht aufgebend, immer wieder in mich hinein.

Als ich noch klein war, brachten die El-

tern mich oft zur Großmutter, was uns allen gefiel. Meine Mutter hatte mich für ein paar Stunden los, meine Großmutter hatte mich, und ich ein paar schöne Stunden, schöner als in jedem Kino. Die schönste war blau – die Blaue Stunde, eine sehr liebe alte Freundin, wie meine Oma gern sagte –, eine eher sanfte Natur, die einem den Finger auf den Mund legt, wenn man zu laut spricht.

War es schön, saßen wir im Freien, war es kühl oder regnerisch, im Wintergarten. Meine Großmutter immer in ihrem ausgebleichten quietschenden Korbsessel auf einem Kissen, das sie selbst mit einem Spruch bestickt hatte, der heutigen Frauen das Haar zu Berge stehen ließe: *Mein größtes Glück, mein schönste Freud ist meine stille Häuslichkeit*. Neben uns lag auf einem alten Kartoffelsack Balthasar, Omas Kater, und war schwarz.

Meine Großmutter löste gern Kreuzworträtsel, und ich half ihr dabei. Einmal wusste sie nicht – oder nicht mehr –, wie das Wort hieß für ein Ding, das in drei waagrecht hineinpassen musste, sechs Buchstaben sollte es haben, rund sollte es sein,



gelb und himmlisch. Doch ich wußte es: »Möndel«. Das Möndel schien ins Körbel, und Möndel und Körbel gehören ins Märchen von ›Jorinde und Joringel‹ und in den Zauberspruch: *Grüß dich, Zachiel, wenn's Möndel ins Körbel scheint, bind los, Zachiel, zu guter Stund.* Den Zachiel kannte meine Großmutter auch nicht, aber da die böse Hexe ihn anrief, schien er mir nicht ganz geheuer zu sein.

War das Rätsel gelöst, selten ohne kühne Wortschöpfungen und noch kühnere Schummelei, kam eine Geschichte dran, und war die Geschichte aus, der selige Joseph. Erzähl vom seligen Joseph, sagte ich, und dann erzählte sie vom Joseph selig, wie sie meinen Großvater nannte, und ich legte die Ohren um sie herum, denn was ich

da zu hören kriegte, gefiel mir. Unser seliger Joseph schlug alle anderen seligen und heiligen Josepher – den Vater des Jesuskindes eingeschlossen – um Längen. Er versorgte die Cherubim und Seraphim mit bestem kaltgeschleudertem graugrüngoldenem Tannenhonig, schließlich war er hinieden Imker gewesen; und als das Jesuskind, offenbar nicht immer nur ein süßer Knabe im lockigen Haar, mal nicht spurte, haute er ihm – wozu dem heiligen Joseph der Mumm gefehlt hatte – den Hintern voll. Das konnte ich nicht oft genug hören. Jahre später entdeckte ich in Omas dickem Lexikon der Malerei ein Bild von Max Ernst mit dem poetischen Titel ›Die Jungfrau Maria, dem Jesuskind den Hintern versohlend‹, und mir kam der Verdacht, da habe meine Großmutter, in der Absicht, unseren seligen Joseph ins beste himmlische Licht zu rücken, wohl auch zugelangt und sich bedient.

Doch ich schweife ab. Daran ist die Blaue Stunde schuld, da kann man seine Gedanken nicht zusammenhalten.

Für mich stand fest: Mein toller Opa und Demjesuskinddenhinternversohler weilt in

einem wunderschönen jenseitigen seligen Blau, läßt sich's dort gutgehn bei Streuselkuchen und Kakao, schmaucht seine Pfeife, und die Engel reißen sich drum, wer auf seinen Knien sitzen und die Rauchkringel aufspießen darf. Eine Szene, die ich sogar künstlerisch gestaltet habe und die, würdig und schön gerahmt, jahrelang über Omas Kücheneckbank hing.

Ob Engel auch Flöhe hätten, fragte ich, denn wenn ich Balthasar den Bauch kraulte, sah ich oft kleine dunkle Punkte in seinem Fell herumkrabbeln. Natürlich hätten sie Flöhe, wie jedes Federviech, aber wenn es zu arg geworden sei und die Kerle zu frech, habe Opa ein paarmal kräftig gehustet, und die Engelsflöhe seien tot umgefallen.

Zu fragen, woher sie das alles wisse, wäre mir nie in den Sinn gekommen, denn sie erzählte mit leuchtenden Augen und großer Autorität. Ich glaubte ihr jedes Wort.

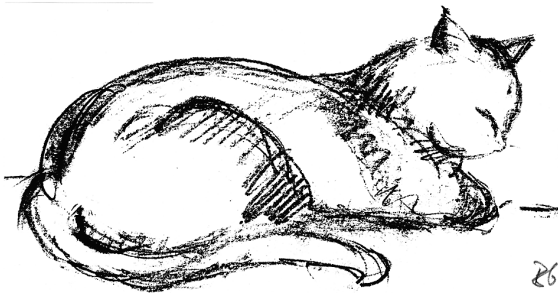
So hat meine Großmutter mein Weltbild tief geprägt. Seit jenen Blauen Stunden mit ihr gehören für mich »selig«, »jenseitig« und »blau« untrennbar zusammen, und ein Kater oder eine Katze gehört auch dazu.

Oma und Balthasar sind schon lange selig und jenseitig, aber die Blaue Stunde lebt immer noch, die hat sie mir ebenso vermacht wie Haus und Garten, ihren quietschenden Korbsessel – der steht nach wie vor, dem Alter und der Vergänglichkeit trotzend, fest auf seinen vier Beinen – und das Sitzkissen mit dem unzeitgemäßen Spruch von der stillen Häuslichkeit. Wobei mich wundert, dass meine Nichte, eine junge, moderne und – wie man gern sagt – mitten im Leben stehende Frau, auf dieses Kissen ganz scharf ist und jedes Mal, wenn sie bei mir hereinschaut, versucht, es mir abzuschwatzen. Nein, sage ich, ihr emanzipiertes Hinterteil könne unmöglich auf einem so reaktionären Kissen sitzen, worauf sie erklärt, was ihr Hintern dazu meine, sei ihr wurscht, und schon mal Erbensprüche anmeldet.

Auch meine Katze – sie hört auf den eher unpoetischen Namen Schlumpel – liebt die Blaue Stunde. Sie liegt auf der kleinen, noch sonnenwarmen Treppe, die von der Terrasse in den Garten hinunterführt. Manchmal sähe ich gern in ihren Kopf hinein, was sich darin tut, oder ich wäre auch gern eine

Katze, aber bitte nur mal kurz und mit Rückfahrkarte.

Schlumpel liegt wie immer auf der Dämmerungsstufe, das ist die dritte Stufe von oben, die vierte ist die Morgenstufe, die erste die Nachtstufe – keine Katze hält sich an unsere menschlichen Vorstellungen von richtiger Reihenfolge –, hat die Vorderpfoten eingerollt, was sehr gewinnend aussieht und wozu man Müffchenmachen sagt.



Dabei denke ich immer an meinen lieben alten abgewetzten Kindermuff, der mir im Winter um den Hals gehängt wurde und in den ich die vor Kälte kribbelnden Hände steckte zum Aufwärmen. Später sah ich in alten winterlichen Filmen schöne russische Damen, das Gesicht umrahmt von kleid-

samen Kapuzen – ich habe bis heute eine Schwäche für alles, woran eine Kapuze hängt, ob Mantel, Pullover oder Bluse –, und diese Damen steckten ebenfalls ihre Hände in ihre Muffs, vermutlich in edlere, kostbarere, als meiner war. Heute gibt's statt der Muffs elektrische Aufwärmer oder eine Art Heizplättchen, die eine Flüssigkeit kristallisieren lassen, und dann wird's warm, doch dabei denkt kein Mensch mehr an wunderschöne russische Damen, die warm eingepackt in Kutschen durch eine weite tiefverschneite Landschaft fahren, während die Glöckchen der Pferde bimmeln.

Aber ich schweife schon wieder ab.

Meine Katze nimmt oft Dinge wahr, die mir entgehen, weil sie die schärferen Augen und die feineren, weil spitzeren Ohren hat und einen Sinn, den ich nicht habe, der nur einer Katze eignet und den ich den Zwischendrinsinn oder auch Zwielichtsinn nenne. Manchmal bewegt sie leicht den Kopf mit den halbgeschlossenen Augen, vermutlich verfolgt sie die Blaue Stunde, wie sie durch den Garten schlendert, wie sie Bäume, Büsche und Sträucher so sachte in

Dämmerung hüllt, dass man's kaum merkt. Wirkliches und Unwirkliches gehen ineinander über – aber was ist schon wirklich, was unwirklich –, die Grenze zwischen Erlebtem und Geträumtem verwischt.

In der Blauen Stunde kommen manchmal die Katzen.



Einige sind mir vertraut, die kenn ich von früher; andere glaube ich schon mal gesehen zu haben, weiß aber nicht, wann und wo. Vielleicht kommen sie aus einem Buch, einem Bild, angelockt vom Dämmerlicht der Blauen Stunde. Denn Katzen sind neugierig, sind Grenzgänger, die sich in Buchdeckel und Bilderrahmen nicht einsperren lassen. Auf einmal sind sie da, aufgetaucht

aus dem Zwielficht, und nehmen den Garten in Besitz. Manchmal dulden sie es, dass ich ganz dilettantisch versuche, sie zu zeichnen. Am liebsten mag ich es, wenn sie einfach nur so dasitzen oder herumliegen und sich nicht bewegen. Kriegen sie einen Rappel, springen sie los, kommt mein Bleistift nicht mehr mit. Deshalb machen meine gezeichneten Katzen oft einen so besinnlich-faulen Eindruck.

Unter ihnen sind seltsame, geheimnisvolle, aber auch lustige und verspielte Geschöpfe. Gern wirken sie ein bisschen verhuscht, wie auf einem impressionistischen Bild. Sie hocken auf dem Gartentörchen, balancieren auf dem Zaun, lugen zwischen Büschen hervor, klettern auf Bäume, suchen sich ein Plätzchen und lassen sich nieder. Sie recken und strecken sich, machen lange Pfoten und eindrucksvolle Buckel, rollen sich zusammen, und durch mein Gemüt zieht ein mehr oder weniger liebliches Gemaunze. Manche ruhen auch – zur Freude meines Bleistifts – einfach nur in sich.

Dann merke ich, dass noch jemand da ist. Neben mir sitzt auf einem umgestülpten



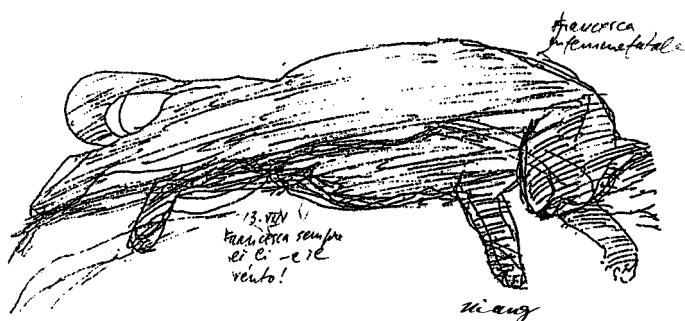
BB

Blumenkübel Jacqueline und sieht sich verwundert um. Welcher Wind sie denn hergeweht habe, frage ich. Sie wisse es nicht, möglicherweise hätte ich sie, in diesem ehrwürdigen Korbsessel dösend, hergeträumt, was très aimable von mir sei, wir hätten uns ja schon ein oder zwei oder hundert Jahre nicht mehr gesehen. Auch komme es ab und zu vor, dass sie in der Blauen Stunde, in der sie in ihrer Wohnung in Paris gern am Fenster sitze, ein bisschen spazierenträume.

Egal, wer träumt, sage ich, Hauptsache, du bist da, vielleicht waren es auch die Katzen, die dich hergelockt haben, die kommen oft in der Blauen Stunde, da sind ja schon welche. Ich zeige auf die kleine Wiese – ich habe keinen ordentlichen Kurzrasen, bei mir blüht wild durcheinander, was blühen will –, wo ein paar Katzen sich vergnügen. Kennst du die?

Jacqueline sucht ihre Brille, aber die liegt irgendwo in ihrer Wohnung. Wenn du wieder eine Träumerei machst mit mir, dann mit Brille, sagt sie und setzt meine auf, damit geht's auch.

Eine der Katzen wälzt sich lustvoll auf meinen Erdbeeren herum. Voilà Francesca! ruft Jacqueline, die habe sie mal in Ravenna gezeichnet, nur eine flüchtige Skizze, Francesca sei so verquirlt und halte nie still. Offenbar sei sie, Geselligkeit suchend, ihr nachgerannt. Katzen, die man irgendwann mal gezeichnet habe, seien sehr anhänglich und liefen einem gern hinterher, sagt Jacqueline, und deshalb rolle Francesca nun auf meinen Erdbeeren herum, was doch charmant aussehe.



Ja, sage ich, wirklich charmant. Dass die Erdbeeren das auch finden, glaube ich aber nicht.

Francesca sei übrigens in einem früheren Leben, so habe sie ihr vertraulich geflüstert, jene Francesca da Rimini aus Ravenna gewesen, die von ihrem Gatten Gianciotto Malatesta ermordet wurde, weil sie dessen Bruder ihr Herz geschenkt hatte, der viel erotischer gewesen sei als der dickwanstige Gatte und gleich mitgemeuchelt wurde. Manchmal bekomme sie Ausgang aus der Hölle, in die sie wegen Unzüchtigkeit verdammt worden sei – damals habe Le Bon Dieu solche Geschichten strenger bestraft als heute –, und bei solcher Gelegenheit schlüpfe sie gern in eine Katze. Der ebenfalls zur Hölle verdonnerte Gatte sei übrigens, so Francesca, mal in ein Krokodil gefahren und hätte beinahe als Damenhandtasche geendet, was sie ihm von Herzen gegönnt hätte. Ihre berühmte Anmut und Schönheit habe Francesca, so Jacqueline, auch als Katze bewahrt, wie man ja sehen könne. Und dann rezitiert sie die Verse aus dem Fünften Gesang der ›Göttlichen Ko-

mödie«, in denen Francesca erzählt, wie sie mit dem Geliebten zusammen ein Buch las, von Ritter Lancelot und der wunderschönen Königin Ginevra: *Da küsste, dem vereint ich ewig bleibe, am ganzen Leibe zitternd mir den Mund. Zum Kuppler ward das Buch, und der's geschrieben. An jenem Tage lasen wir nicht weiter ...*

Warum sie nicht weitergelesen haben, in dieser vermutlich ebenfalls Blauen Stunde auf einer von Rosen umblühten und umdufteten steinernen Bank in einem malerischen Renaissancegarten, verschweigt der Dichter. Ein heutiger Kollege hätte, meiner Phantasie nicht trauend, haarklein und gnadenlos beschrieben, was die beiden nun anstellten, und mir nichts mehr zum Ausmalen überlassen. Wie dankbar bin ich doch Dante!

Jacqueline ist ein ganz und gar unzeitgemäßer Mensch und eine ebenso unzeitgemäße Künstlerin, der alles Laute und Kolossale widersteht und die außer der ›Göttlichen Komödie‹ noch viele Gedichte kennt. Ist eins im Anflug, greift sie zu Stift oder Pinsel, und auf dem Papier sieht man die Spur, die es in ihr hinterlassen hat. Das kleine Aqua-